

Von Grundlagen und Grenzen wissenschaftlicher Seelenkunde.*)

(Otto Eger zum Gedächtnis)

Von H. Boening.

Es war der Wunsch Ernst Küsters, daß ich zur Festsitzung unserer Gesellschaft als ihr neugewählter Vorsitzender mit einem wissenschaftlichen Kurzvortrag aufwarten und eine Würdigung des verstorbenen letzten Vorsitzenden Otto Eger darin einbauen möchte. Leicht ist solche Aufgabe dann, wenn enge sachliche Beziehungen zwischen dem Arbeitsgebiet des Vortragenden und der wissenschaftlichen oder praktischen Betätigung und Leistung des Menschen bestehen, dessen gedacht werden soll. Aber an solchen sachlichen Bezügen mangelt es in unserem Fall. Da zudem der äußere Anlaß und das innere Bedürfnis — noch ist die Wunde offen, die sein Heimgang uns allen schlug — einen Rückblick auf Egers Persönlichkeit anmahnten, schien es mir vertretbar, mich von der Charakterologie als einem Randgebiet meines Faches her dem Wesen des Entschlafenen zu nähern.

Gewiß kamen mir sofort auch Bedenken gegen solches Unterfangen, und diese Bedenken entwachsen gleichermaßen dem persönlichen Taktgefühl wie grundsätzlichen charakterologischen Erwägungen. Wissenschaftliche Seelenkunde hat doch immer auch das — besonders in unserem Zusammenhang naheliegende — Ziel der bestmöglichen Erfassung des Charakters als der individuellen seelischen Eigenart eines Menschen. Seelenkunde will maßgebende Eigenschaften, bestimmte relativ beständige Bereitschaften (Dispositionen) für Aktion und Reaktion in Fluß und Wechsel des seelischen Lebens ermitteln. Bedarf es dazu nicht engerer Bekanntschaft mit einer Persönlichkeit? Genügen die

*) Nach einem Vortrag in der Festsitzung der Gießener Hochschulgesellschaft vom 9. Juli 1949.

eigentlich doch nicht sehr häufigen Begegnungen mit Otto Eger, um ein Bild zu gewinnen? Freilich ereigneten sie sich unter den verschiedensten äußeren Umständen, in der privaten Atmosphäre seines gastlichen Hauses, im Spannungsfeld der ministeriellen Debatten über die Zukunft unserer Ludoviciana, in der vertraulichen Beratung über fremde Schicksale unter dem stürmischen Himmel außergewöhnlicher Zeitläufte, an Tagen, da er sich ganz rüstig fühlte und zuletzt am Krankenbett, als er das Letzte ahnte oder doch bedachte. Es kommt nicht nur auf die Häufigkeit der Begegnungen an, ihre Fruchtbarkeit ist entscheidend.

Einer äußersten biographischen und charakterologischen Absicht mag das Quellenmaterial, das mit solchen Begegnungen gegeben ist, allzu dürftig erscheinen, primitiv auch die Methode, das als gültig hinzustellen, was sich unter wechselndem Aspekt immer wieder als stabile Charaktereigenschaft zu bestätigen schien und in der Leistung eines langen und tätigen Lebens einen ganz entsprechenden Niederschlag fand. Aber, auch wer die Masken kennt, die eine „entlarvende oder entzaubernde“ Psychologie als „Fiktion des Geltungstriebes und Bedeutungsverlangens“ entdeckte, wer um die Rollen des Willens zur Macht und des Lebensneides weiß, kann nicht daran vorübersehen, daß es nun einmal Menschen gibt, die zwar bekleidet, aber nicht verkleidet auf der Lebensbühne auftreten. Zu diesen leichter durchschaubaren Persönlichkeiten gehörte Otto Eger. Wir brauchen, um ein zureichendes Bild zu gewinnen, hier nicht zu Geheimnissen vorzustoßen, deren Aufdeckung gegen das Taktgefühl verstieße. Grundsätzlich ist allerdings zu sagen, daß sich diese Rücksichtnahme in der Charakterforschung verbietet, weil ausnahmslos jeder Mensch seine Geheimnisse hat; aber eben der eine mehr, der andere weniger. Das letzte Besondere, das Ganze einer Individualität bleibt immer verschleiert: um diese mit ihrem Gegenstand gegebene Grenze aller wissenschaftlichen Seelenkunde muß man wissen.

Das wissenschaftliche Verständnis für eine fremde Persönlichkeit (Charakterologie ist verstehende Psychologie) erwächst auf mancherlei verschlungenen Wegen letzten Endes aus der Selbstbesinnung auf verständliche Abläufe, die man in sich vor-

findet. Die so — und zwar schonungslos — erworbenen Einsichten sind auf den Anderen anzuwenden, dessen Wesenskenntnis wieder zur Erweiterung der Selbsterkenntnis beiträgt; zum Abschluß kommt es nie.

Es ist ein Vorzug des psychiatrischen Fachs, daß es, so weit es nicht mit causalen, sondern verständlichen Zusammenhängen zu tun hat, gleichzeitig beides fordert, Nähe und Distanz zum Anderen. Diese eigentümliche Einstellung verdiente eigentlich eine besondere Untersuchung. Sie ist in modifizierter Form — ohne die im ärztlichen Bereich erforderte und mehr oder weniger echt mit-schwingende Überlegenheit — auch bei der charakterologischen Betrachtung zu fordern. „Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr“ (Goethe). Ludwig Klages fügte hinzu: „Der Liebe genügt ein Faktum von verschwindender Dürftigkeit, um eine Dichtung daran zu knüpfen, die aller Wirklichkeit spottet... Die Liebe ist das wahre Element der Täuschung“. Was ich Eger gegenüber empfand, war Verehrung, also jenes von unserem früheren Gießener Psychologen Bollnow meisterhaft analysierte und gegen Achtung und Bewunderung klar abgesetzte Gefühl, das dort entsteht, „wo sich mit dem bewundernd aufschauenden Verhältnis zu einem anderen Menschen zugleich eine innere Beziehung zu dessen Leistung verbindet, und zwar so, daß der Verehrende selbst sich dieser Leistung tief und dankbar verpflichtet fühlt“.

Ich bringe diese Ausführungen nicht nur, um damit Nähe und Distanz zum Anderen für diesen besonderen Fall zu beweisen, sondern um gleichzeitig darauf hinzuweisen, wie nötig die exakte Klärung aller Begriffe ist, die in der Charakterologie Verwendung finden müssen. Davon, als von einer Arbeit an den Grundlagen, wird noch die Rede sein.

Wenn ein Mediziner sich zum Thema der Seelenkunde äußert, so schleichen sich bei der Zuhörerschaft leicht Erwartungen ein, die nicht erfüllt werden können. Man hofft etwa, daß er Auskunft geben werde über Zusammenhang von Gehirn und Seele, wobei unklar vorschwebt, daß jenes feste Materielle mit Einzelheiten seines Baus und seiner Funktionen zur Erhellung dieses Dunklen und flüssig Strömenden beitragen könne. Man hofft sogar, daß der

Mediziner Entscheidendes über die Art der Verbindung zwischen Physischem und Seelischem mitteilen könne, obgleich es doch sicher ist, daß wir hier vor einem ewigen Rätsel stehen und daß wir „niemals begreifen werden, wie aus materiellen Vorgängen bewußtes Leben und wie aus nervösen Zustandsäußerungen seelische Erlebnisse werden“ (Bumke). Möglich ist dem kritischen Neurologen nur in manchen Fällen die Zuordnung seelischer Ausfallserscheinungen, d. h. Störungen zur Läsion bestimmter Hirnstellen; gewiß lassen derartige Störungen auch Rückschlüsse auf an diese Hirnstellen irgendwie gekoppelte seelische Funktionen zu. Aber diese Zuordnung darf nur mit Zurückhaltung und größter Vorsicht vorgenommen werden, besonders dann, wenn sie zur Lokalisation von komplexeren Strukturen aus der Charaktersphäre fortschreitet. Voraussetzung muß dafür die unvoreingenommene Prüfung und Abklärung dieser Strukturen nach rein psychologischem Verfahren sein; verfehlt ist die Konstruktion charakterologischer Kategorien nach dem Modell der Hirnbefunde bzw. ihrer örtlichen Verteilung. Zulässig ist einstweilen nur die empirisch wohl begründete Zuordnung von Trieb- und Affektstörungen zur Hirnstammläsion und zu gewissen geschädigten Teilen der basalen Rinde sowie der intellektuellen Funktionen zu sehr ausgedehnten Partien des übrigen Rindengraus.

Äußert sich ein Mediziner zur Seelenkunde, dann kann er nicht an dem kühnen Versuch vorübergehen, den Ernst Kretschmer 1921 in „Körperbau und Charakter“ unternahm und der zum System einer immer lebendigen und fruchtbaren konstitutionsbiologischen Forschungsrichtung herangewachsen ist. Die Grundsätze dieser Lehre sind weithin bekannt: Die großen Formenkreise der anlagemäßigen Geisteskrankheiten (Psychosen) des Manisch-depressiven Irresein und der Schizophrenie zeigen Beziehungen zu entsprechenden Körperbautypen, das manisch-depressive (circuläre) Irresein zum pyknischen (rundlichen, kurzgliedrig-gedrungenen), die Schizophrenie zum leptosomen (schmalwüchsig-zarten) Habitus. (Den 3. großen Formenkreis der anlagemäßigen Epilepsie mit seiner engen Beziehung zum athletischen Körperbautyp lassen wir hier aus Zeitgründen und wegen seiner etwas weniger klar

durchgeformten Fundierung außer acht). Wie die Psychosen, so haben auch ihnen in der seelischen Erscheinungsform „verwandte“ normale Charaktertypen (deren äußerste krankhafte Zuspitzungen über psychopathische, d. abnorme Charaktere hin die Psychosen eben darstellen) die besondere Beziehung zu den genannten Körperbautypen: Der circulären Psychose, der zykliden Psychopathie und dem zyklithymen Durchschnittscharakter ist die pyknische, der schizophrenen Psychose, den schizoiden Psychopathien und den schizothymen Durchschnittscharakteren ist die leptosome Körperwuchsform korreliert. Wenn wir vorhin nur im übertragenen Sinn von der Verwandtschaft der Psychosen mit den psychopathischen und normalen Charakteren sprachen, so läßt sich schließlich nach Kretschmer in einer letzten Sicherung seines Lehrgebäudes auch eine wirkliche blutmäßige Verwandtschaft nachweisen. Im Erbzusammenhang erweisen Psychose, charakterliche Individualität und zugehörige Leibesform den gemeinsamen biologischen Grund.

Ich zitiere — und gebe damit gleichzeitig ein Beispiel für Kretschmers hinreißende Darstellungsart — mit Verdeutschung einiger Fachtermini: „Das alles ist aus einem Guß. Das, was in den sprunghaften Krisen und abrupten Launen unserer schizophren-katatonischen Patienten als Verfolgungswahn, als absurdes System, als verzweifelte Sperrung, als versteinerte Starre, als feindselige Weltabgewandtheit, trotziges Widerstreben und Schweigen katastrophal hindurchbricht, dasselbe Etwas durchschwebt als spiritus familiaris in den verschiedensten Tönungen, in gesunden und psychopathischen Varianten die ganze Sippe von Pedanten und soliden gewissenhaften Sparern, unsterblich durchs Leben zuckenden Verstimmten, verbohrt Erfindern, Sinnierenden in ihrer menschencheuen zarten Ängstlichkeit, ihrem Mißtrauen, ihrer Schweigsamkeit, ihrer mürrisch-abweisenden Menschenfeindschaft. — Kommen wir aus dem psychischen Milieu schizophrener Familien in das der circulären, so treten wir aus einem kühlen verschlossenen Gewölbe in den offenen warmen Sonnenschein. Was den circulären Familien gemeinsam ist, ist eine gewisse Gutherzigkeit, Wärme und Weichheit des Gemütes, eine aufgeschlossene, ge-

sellige, menschlich-natürliche Art, die bald mehr heiter, frisch und witzig, tätig und umtriebig, bald mehr schwerblütig, weich und still, dort an den hypomanischen, hier an den depressiven Pol des circulären Formkreises in unmittelbarem Übergang sich anschließt.“

In der knapperen Darstellung des wissenschaftlichen Berichts und durch spätere Feststellungen der Kretschmer'schen Schule ergänzt, liegen die Dinge so: Nach der körperlichen Seite ging diese Forschungsrichtung über die einfachen Konstitutionsmerkmale wie Skelettaufbau, Muskelgröße, Proportionsverhältnisse hinaus und stieß bis zum Versuch des Nachweises typenspezifischer „lebendiger“ Konstitutionskomponenten in Stoffwechsel und Blutchemismus vor. Nach der charakterologischen Seite präziserte sie sich sofort dahin, daß der Unterschied zwischen den beiden „Temperamentstypen“ in Eigenarten des Gefühlslebens zu suchen sei, und zwar in grundlegenden Unterschieden der die menschliche Individualität weitgehend bestimmenden „Affektivität nach ihrem Antrieb und ihrer Affizierbarkeit“, von denen sich der erste im individuellen psychomotorischen Tempo, die zweite in den Eigenarten des Gefühlslebens äußert, die mit heiter — schwerblütig — traurig einerseits, sensibel — empfindlich — kühl — stumpf andererseits gekennzeichnet sind. Die pyknischen Zykllothymiker stehen oder schwingen zwischen den Polen der gehobenen Heiterkeit oder schwerblütigen Traurigkeit, zeigen im Tempo ihrer psychischen Abläufe Beweglichkeit bis Behäbigkeit, bieten „reizangemessene, runde, weiche und natürliche“ Bewegungsformen; die leptosomen Schizothymiker dagegen stehen oder verschieben sich zwischen den Polen gefühlsmäßiger Zartheit und reizbarer Überempfindlichkeit einerseits, Kälte und Stumpfheit andererseits, sind sprunghaft im seelischen Tempo, reizinadäquat, verhalten, lahm, steif, eckig und gesperrt in ihrer Motorik.

Auch die zunächst nur so umrissene seelische Seite der beiden Konstitutionstypen erfuhr im Fortgang der an Kretschmer anlehnenen Forschung eine weitere Zergliederung. Es ließen sich danach in experimental-psychologischer Untersuchung typenspezifische Besonderheiten in den elementaren sinnespsychologischen

Abläufen, in der Anschauungs- und Vorstellungstätigkeit, im intellektuellen Geschehen erweisen.

Die praktische Brauchbarkeit des Kretschmer'schen Ansatzes ergibt sich insbesondere auch beim Studium seiner Untertypen aus dem zyklOTHYmen und schizOTHYmen Bereich. Mit den Geschwätzig-Heiteren, den ruhigen Humoristen, den stillen Gemütsmenschen, bequemen Genießern und tatkräftigen Praktikern hier, den Vornehm-Feinsinnigen, den weltfremden Idealisten, kühlen Herrennaturen, Trockenem und Lahmen dort, sind lebenswahre Varianten getroffen, die wir aus der eigenen Erfahrung wiedererkennen.

Nichts hindert, auch unseren Eger, den in seiner Leiblichkeit pyknisch Akzentuierten, den vorwiegend heiter — humorvoll — Gütigen, den bedächtig-wägenden, verständig vermittelnden Organisator mit der natürlichen Lebhaftigkeit seiner Bewegungen unter die zyklOTHYmen Führernaturen aufzunehmen. Aber sofort regt sich das Bedenken, er sei damit zu summarisch, zu oberflächlich erfaßt, obwohl doch Wesentliches in der Beschreibung zu stecken scheint. Wer tiefer blickt, stellt vielleicht dazu noch die Überlegung an, daß in diesem bescheidenen Umriß ebenso wie in den oben stichworthaft aufgezählten Kretschmer'schen Untertypen mehr enthalten sei als nur die eine — freilich eine Art Dominante abgebende — Besonderheit der „Affektivität“, die das eigentliche, den Typus als solchen begründende und prägende Merkmal sein soll. Es regt sich das Bedürfnis nach Erhellung der Persönlichkeit von zahlreichen Seiten her.

Bevor wir darauf als auf unser eigentliches Anliegen näher eingehen, ein paar Bemerkungen zur Typologie im allgemeinen und zur Kretschmer'schen Typenlehre im besonderen. Typologische Erkenntnisweise ist wertvoll und im Gesamtbereich der Charakterologie nicht zu entbehren; so offen die typologische Methode als logisches Problem in vieler Hinsicht noch ist, ihre Fruchtbarkeit steht außer Zweifel. Es verschlägt an sich nichts, wenn dem einen Typenunterschied begründenden begrifflichen Ordnungsprinzip in der Charakterologie im Gegensatz zu starren Gattungs- und Klassenbegriffen eine gewisse „Großzügigkeit“ eignet, welche dem im Typus erfaßten Bereich elastische Grenzen sichert

und dem Umstand Rechnung trägt, daß es reine Typen in der Erfahrungswirklichkeit nur selten gibt.

Auch K r e t s c h m e r muß im Ausbau seines Systems reichlich mit Mischtypen, in seiner Sprache „Konstitutionslegierungen“, arbeiten. Dagegen ist nichts zu sagen. Es ist (J a s p e r s u. a.) Gewichtigeres eingewendet worden: daß die Beziehung von Persönlichkeit zu Psychose wenigstens im Fall der Schizophrenie nicht stimme, nicht stimmen könne, weil mit dieser Prozeßpsychose etwas ganz Anderes, Heterogenes eintrete; daß seine Körperbautypen geschaute Gestalten und als solche mit Maß und Zahl gar nicht erfaßbar seien; daß, wolle man trotzdem einmal die korrelationsstatistische Untersuchung gelten lassen, die ermittelten Korrelationsverhältnisse nicht überzeugend für eine Zuordnung bestimmter Charaktertypen zu bestimmten Körperbauformen sprächen; daß überhaupt eine Ungeklärtheit der Begriffe und Methoden vorliege, über die nun allerdings nicht nur der Reiz der Darstellung hinwegtäusche, sondern der Umstand, daß letzten Endes in einer Art Schau ein großer Zusammenhang gesehen sei etwa im Sinn der „Physiognomik der Gestalt“ von C. G. C a r u s. Damit wäre denn das Problem der methodenfremden und wissenschaftlicher Analyse nicht zugänglichen Intuition als seelenkundlichen Erkenntnismittels herangezogen, die es gibt und die einem unmittelbar und eigentümlich gewiß macht, daß diese oder jene charakterliche Artung dieser oder jener Körpergestalt zukommen müsse, zu ihr g e h ö r e. Dabei sind mit Körpergestalt natürlich nicht die charakterologisch so wichtigen fließend sprechenden und wissenschaftlich zugänglicheren Ausdrucksformen des Seelischen in Mimik und Gestik gemeint, auf die wir aus Zeitgründen nicht eingehen können.

Der erste und unentwegt fruchtbare Ansatz, der sich um systematische Abgrenzung und gegenseitige Durchdringung charakterologischer Grundbestände müht, ist 1910 von Ludwig K l a g e s in seinen „Prinzipien der Charakterologie“ gegeben worden. Sein Lausanner Vortrag von 1947 erweist, daß K l a g e s an den Ergebnissen seiner Grundlagenforschung keine wesentlichen Änderungen vorgenommen hat und vorzunehmen braucht. Es ist auch in den

letzten Jahrzehnten kein Forscher an seinen Feststellungen einfach vorbeigegangen, so wenige sich der Lehre vom „Geist als Widersacher der Seele“ anschlossen; daß diese metaphysische Überzeugung auch nach Klages selbst nicht unabdingbar zur charakterologischen Grundlagenforschung gehört, zeigt der erwähnte Vortrag, der sich von solcher Spekulation ganz freihält.

Wir können hier nur den Umriß des Systems, und diesen nicht einmal voll ausgezeichnet, wiedergeben: Es geht nicht an, von der allgemeinen und experimentellen Elementarpsychologie her, die sich mit Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühlen, Denkvorgängen und dergleichen beschäftigt, über eine Psychologie der individuellen Differenzen eine wissenschaftliche „Seelenkunde“ aufzubauen, die dann nur zu — wirklich vertretenen — grotesken Thesen führen würde, wie etwa der, daß „Anregbarkeit, Ermüdbarkeit und Übungsfähigkeit Grundeigenschaften der Persönlichkeit“ wären. Mehr als Beobachtung, Apparat und Experiment vermittelt die vorwissenschaftlich gewachsene Sprache mit ihren Tausenden von Seelisches betreffenden Bezeichnungen, die sich der definitiven Klärung und dem Vergleich anbieten. — Aus spontanen und reaktiven Äußerungen schließen wir auf bleibende Züge als „Eigenschaften“, welche nicht als abreißbare Teile, sondern als scharf unterscheidbare Seiten des Ganzen anzusehen sind; dieses Ganze ist die nicht nur (wie alles Lebendige) beseelte, sondern dazu noch begeisterte menschliche Persönlichkeit. — Die Eigenschaften ordnen sich zu in sich geschlossenen Eigenschaftsgruppen, nämlich den Eigenschaften des Charakterstoffs (Charaktermaterie), der Charakterartung (Charakterqualität), des Charaktergefüges (der Charakterstruktur) und des Charakteraufbaus (Charaktertektonik). — 1. Zum Charakterstoff gehören alle Fähigkeiten einer Persönlichkeit, wobei vorauszusetzen ist, daß es Fähigkeiten, Gaben, Talente, nicht nur des Verstandes, sondern ebenso des Gefühls und des Willens gibt. Es würden also hierher außer Auffassungsvermögen, Scharfsinn, kombinatorischen Fähigkeiten, Gedächtnis, auch Gefühlsstärke, Feinfühligkeit, Stumpfheit, Willensstärke, Willensschwäche und vieles andere mehr zu rechnen sein. Alle diese Begabungen sind Eigenschaften des Charakterstoffes,

mit dem die Persönlichkeit arbeitet, den sie nützen oder vergeuden kann. Es sind **Mengeneigenschaften**, von denen die eine Persönlichkeit mehr als die andere hat, und deren Bestand sich also im Vergleich sozusagen in einfachen Zahlen ausdrücken läßt. — 2. Wesentlicher sind und den Charakter im engeren Sinn kennzeichnen die **Eigenschaften der Artung oder Qualität**. Es sind das die **Triebfedern oder Interessen**, welche zielbestimmt sind und mithin als **Richtungseigenschaften** ausdrücken, daß diesem Menschen diese, jenem Menschen jene Ziele wünschenswert erscheinen. Damit ist schon angedeutet, daß immer am Grunde der Triebfedern spezifische Gefühlsanlagen stehen, d. h. eine Empfänglichkeit des Gefühls für spezifische Erfüllungen; auf der anderen Seite sind die Triebfedern anlagemäßige Bedingungen gewisser Vorzugsrichtungen des persönlichen Wollens. Beispiele für solche Triebfedern, die bei Klages in einer großartigen Systematik nach solchen der Selbstbehauptung und der Selbsthingebung aufgegliedert werden, sind etwa Gewinnsucht, Herrschdrang, Neid, Mitgefühl, Gutmütigkeit, Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit usw. Es ist klar, daß in einer Persönlichkeit jede Triebfeder mit jeder anderen unmittelbar zusammenhängt, sodaß sich Kongruenzen und Konkurrenzen ergeben; der sogenannte Kampf der Motive ist ein Kampf der Triebfedern. Triebfedern sind, ohne daß es — wie bei den Eigenschaften des Charakterstoffs — des Vergleichs mit einer zweiten Person bedürfte, bei hinreichend sorgfältiger Untersuchung einer Person zu ermitteln. — Triebfedern (Interessen) sind von Trieben scharf abzugrenzen. **Triebe** sind Ursachen vitaler Bewegungen, sind „gefühlte Mangel leiden, welche die Eigentümlichkeit haben, aus sich selbst Bewegungen zu entwickeln, die in der Behebung des Mangels ihr Ende finden“; Triebfedern aber sind Willensursachen, anlagemäßige Bedingung der Richtung eines Zwecke setzenden Willens. Der Mensch hat auch Triebe, und zwar viel mehr, als man früher wahrhaben wollte, aber nur der Mensch (nicht das Tier) hat Triebfedern oder Interessen, denn nur er verfügt über das Ich oder Selbst, welches vorhin in Selbstbehauptung und Selbsthingebung schon anklang, und damit über die Fähigkeit des Wollens. Im Menschen sind die

Triebe den Triebfedern so untergeordnet, daß sie sich zumeist erst mit deren Hilfe verwirklichen können. Das hindert nicht, daß bei einem Teil der Triebfedern die animalische Schicht der Triebe zugrundeliegt; hier Zusammenhänge aufzudecken, ist Absicht analytischer Tiefenpsychologie, welche uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren kann und darf, zumal sie in mindestens vier verschiedenen Lehrmeinungen divergiert. — 3. Zu den Eigenschaften des Charaktergefüges (Charakterstruktur) gehören Eigenschaften wie temperamentvoll — temperamentlos, beweglich — unbeweglich, anregbar — unanregbar, Eigenschaften wie lebhaft, regsam, feurig, eifertig — ruhig, gelassen, schwerfällig usw. Diese Eigenschaften kennzeichnen das Tempo, den Ablauf der Innenvorgänge. Ein Teil von ihnen läßt sich zwischen den aus der alten Temperamentenlehre stammenden polaren Gegensatz sanguinisch — phlegmatisch einordnen. Darüber hinaus gehören bei Klages zum Charaktergefüge aber auch noch die persönliche Gefühlserregbarkeit, die persönliche Willenserregbarkeit und die persönliche Äußerungsleichtigkeit. Alle diese Struktureigenschaften können sinnbildlich als von der „Dichte der Seelensubstanz“ bestimmt und als Verhältnisseigenschaften durch einen Quotienten aus Größe des Antriebs und Größe des Widerstandes ausdrückbar gedacht werden; damit wäre der Doppeldeutigkeit der Struktureigenschaften Rechnung getragen, daß beispielsweise jemand lebhaft sein kann sowohl aus Stärke der Antriebskräfte als auch aus Schwäche der seelischen Widerstände. — 4. Aus der Verteilung der bisher besprochenen Begabungen, Ablaufeigenschaften und Triebfedern, aus der Rangordnung, dem Mit- und Gegeninander eben dieser Triebfedern in einem einzelnen Charakter, aus Konsonanz und Dissonanz von Stammgruppen und Triebfedern ergibt sich die Fülle der Kombinationen, die wir mit den Kategorien der Harmonie, Disharmonie, Einheitlichkeit, Zwiespältigkeit letztlich ordnen. Zu diesen Eigenschaften des Charakteraufbaus oder der Charaktertektomatik gehören auch Begriffe wie Ausgeprägtheit, Reife eines Charakters. — Wir fügen an, daß Klages von den so weit geordneten charakterologischen Wesensbegriffen die Verhaltens-, Betragens-, Benehmenseigenschaften

scharf trennt, die nicht unmittelbar Charaktereigenschaften meinen, sondern eben ein Verhalten mit unbestimmten charakterlichen Hintergründen. Es sind das die Bezeichnungen, mit denen wir im täglichen Leben in Führungszeugnissen, auch in Grabreden und Nachrufen so gern operieren, hinter denen sich aber erst die charakterologische Problematik auftut. Ehrlichkeit etwa gehört zu den „Eigenschaften, die keine sind“ (Klages). Denn der Ehrlichkeit kann ebenso gut die Furcht vor den Folgen der Unehrlichkeit, wie der Wunsch, einen guten Eindruck zu machen, wie ein mit der Selbstschätzung zusammenhängendes Ehrgefühl, wie ein Mangel an Eigennutz zugrundeliegen. Oder was besagt schon „Liebenswürdigkeit“? Sie kann gewiß echter Menschenliebe entspringen, ebenso wohl aber auch nur berechnetes Mittel im Dienst eigennütziger Ziele sein. Aus dem Verhalten zum Wesen vorzustoßen, ist Aufgabe wissenschaftlicher Charakterkunde.

Dieser Bericht sollte, so kurz er gehalten sein mußte, wenigstens eine Ahnung vom geordneten Reichtum der Tatbestände, ihren Koppelungen und Verzahnungen — diese mechanischen Bilder sagen aber viel zu wenig gegenüber dem integrativen seelischen Zusammenhang — innerhalb des Charakteraufbaus vermitteln. Vollends versagt unser mechanisches Gleichnis an den Triebfedern, wo „die Tatsachen des Gefühlslebens und die dynamischen Antriebserlebnisse, die in . . . den Strebungen lebendig sind, verschieden abhebbare Seiten der Wirkungseinheit eines Grundes darstellen“ (Lersch). Man kann an den Strebungen die Gefühls-, an den Gefühlen die Strebungsseite akzentuieren. Das alles darf niemals außer acht gelassen werden, wenn wir uns abschließend den Schichttheorien des Charakters, zumal ihrer reichsten und reifsten Ausprägung durch Ph. Lersch zuwenden.

Mein Vorgänger auf dem Gießener Lehrstuhl, H. F. Hoffmann, entwickelte 1935 erstmalig eine Schichttheorie, wesentlich auch für die Erfassung psychopathischer, also abartiger Charaktere. Er schied die tiefste Schicht der vitalen Triebe mit ihrem Ziel der Befriedigung elementarer Lebensbedürfnisse von der darüberliegenden Schicht der strebenden Gefühle und beide von der höchsten Schicht des Geistes, „der ohne die tieferen Schichten

nicht sein kann, gleichzeitig aber ihre Wirksamkeit beaufsichtigt und ihre Mängel ausgleicht, sodaß er gleicherweise an sie gebunden und ihnen gegenüber doch relativ frei ist. Es ist die Schicht des bewußten Wollens, des rationalen Denkens, der Selbstbeherrschung und der bewußten Pflichterfüllung“.

Klages kann einen Schichtaufbau wenigstens in dieser Weise nicht anerkennen; wie Lersch richtig ausführt, widerspricht ja das Prinzip der Fundierung im Sinne des Tragens und Aufruhs der Schichten der metaphysischen Grundüberzeugung von Klages, daß der Geist (und mit ihm der Wille) als Zerstörer in die volle selbstgenügsame Lebendigkeit der Seele eingreife.

Wir übergehen aus Zeitgründen den stark biologisch orientierten Schichtenversuch von E. Rothacker mit seiner Unterscheidung von Tiefenperson oder Es-Schicht und Personenschicht mit Ichfunktion und versuchen vielmehr, uns nach den Anschauungen und mit den Unterscheidungsmitteln der Lersch'schen Schichttheorie der Persönlichkeit Egers zu nahen.

Vom integrativen Zusammenhang in der Einheit der Person, davon also, daß alle „Eigenschaften“ des Charakters sich gegenseitig bestimmen und durchwirken, war ausdrücklich mehrfach die Rede. In diesem integrativen Zusammenhang stehen — und damit führen wir schon die Lersch'sche Gliederung ein — selbstverständlich nicht nur das Lebensgefühl, das Selbstgefühl, die „gerichteten Gefühle“ und Strebungen als Unterscheidbarkeiten innerhalb der Schicht des „endothymen Grundes“, sondern dieser selbst auch wieder mit dem „personellen Oberbau“, in dem der Wille und das Denken mit ihren daran wieder abhebbaren Einzelbestimmungen lebendig sind. Eine Unabhängigkeit der beiden genannten Schichten voneinander gibt es nicht.

Der integrative Zusammenhang bedingt u. a., daß Einzeleigenschaften innerhalb eines Charakters im Verhältnis einer inneren Verwandtschaft oder einer gegenseitigen Fremdheit bis Widersprüchlichkeit oder auch einer relativen Neutralität zueinander stehen. Solche Überlegungen haben nicht nur innerhalb der Triebfedern Geltung, sondern Beziehungen zur Tektonik des ganzen Charakter im Klages'schen Sinn und führen somit zum Ver-

ständnis von Harmonie oder auch gegensätzlichen Spannungen in einem Charakter. Innere (Wesens-) Verwandtschaft, „Affinität“ („Diffugität“ bedeutet die Wesensgegensätzlichkeit von Eigenschaften) erlaubt nach L e r s c h aber auch die Anwendung des „forschungstechnisch so wichtigen Prinzips der Absteckung des charakterologischen Umfeldes einer eindeutig ermittelten Eigenschaft“. Es ist eben mit einer Wesenseigenschaft in einem Charakter ein Kreis von dazu stimmenden, verwandten Eigenschaften als möglich oder wahrscheinlich gesetzt, der zum Teil oder im Gesamt als wirklich vorhanden nachzuweisen oder abzulehnen ist.

Aber es gilt nicht nur, affine und diffuge Eigenschaften in einem Charakter zu ermitteln, sondern darüber hinaus auch „das ordnende Prinzip, welches den Einzelzügen ihren Stellenwert... nach Über- und Unterordnung... in der Einheit eines bestimmten Charakters verleiht“. Es geht damit um die Struktur, das Gefüge in einem ganz anderen und schlichteren Sinn als bei K l a g e s .

Wir wollen abschließend — und bedienen uns dabei vorwiegend der ebenso prägnanten wie farbigen Formulierungen von L e r s c h , ohne das im einzelnen immer kenntlich zu machen — von der Persönlichkeit Otto Egers sprechen.

Da ist die Tiefe des endothymenten Grundes; ihm entwachsen die Gehalte und Vollzüge, welche zum Teil noch leibliche Tönung haben. Sie werden nicht als vom Ich produziert, sondern als dem Ich gegeben erlebt. Gegeben einmal in den Formen des „Zumuteseins“, in Lebens- und Selbstgefühl beim Herantreten an die Welt; gegeben zum zweiten als „Angemutetwerden“ von den Werten der Welt in den „gerichteten Gefühlen“; gegeben schließlich, und nunmehr in Richtung nicht auf gelebte Gegenwart, sondern auf die Zukunft, in Trieben und Strebungen (Triebfedern im Sinne von K l a g e s).

Von Eger strahlt ganz vordringlich die Lebensgrundstimmung der Heiterkeit als jener Form des Zumuteseins aus, die sich von aller lärmenden und oberflächlichen Lustigkeit unterscheidet. Ihn durchtönte ganz die Melodie der stillen verschwiegenen Heiterkeit, mit welcher wesenhaft gegeben sind innere Helligkeit, Leichtigkeit und Auftrieb, gelassenes Aufgehen in der Gegen-

wart ohne Aufgewühltheit durch Drohungen der Zukunft; diese wurden von ihm nur ruhig bedacht, immer aber — wie oft wurde uns das gegenüber dem wechselvollen Schicksal der Ludoviciana deutlich — in optimistischer Einstellung.

Mit der wirklichen Heiterkeit sind bei ihrer hohen integrativen Kraft eine Reihe von affinen Eigenschaften im charakterologischen Umfeld gesetzt. Wir finden sie herrlich ausgeprägt bei Eger. Da ist (und wir stoßen damit auf die zweite Form des Zumuteseins, in welcher das Dasein nicht nur wie in der Lebensgrundstimmung bloß „als Sachverhalt der Lebendigkeit, sondern als individuelles Selbst in Abgehobenheit und in Gegenstellung zur Um- und Mitwelt gegeben ist“) das Selbstgefühl, welches wir in ein Eigenmachtgefühl und ein Selbstwertgefühl gliedern können. Eger besaß ein ausgesprochen sthenisches Eigenmachtgefühl, das heißt, er fühlte sich allen Widerständen der Umwelt letztlich gewachsen, war voller Selbstvertrauen, unbefangen, selbstsicher, aktiv und unternehmungsfreudig. Tauchten Schwierigkeiten auf, so wurde er nicht nervös und aufgeregt; er protestierte vielmehr mit gemäßigtem Unwillen. Sein Eigenmachtgefühl kam aus endothymen Vitalkraft, wurde aber bestärkt auch vom Bewußtsein seiner Intelligenz, seines Wissens, seiner Erfahrung und seiner praktischen Gewandtheit.

Er fühlte sich aber auch, und damit kommen wir zum Selbstwertgefühl, „als Träger eines Wertes und einer Würde“. Nicht daß sein Selbstwertgefühl sich in einem Geltungsbewußtsein vor der Mitwelt erschöpft hätte. Selbstverständlich hatte er vom Geltungsbewußtsein aus auch seine berechtigten Ansprüche auf Anerkennung und Beifall; aber dieses natürliche Geltungsbedürfnis war nicht zur Geltungssucht ausgeartet. Es trat bei ihm nur zu einem letztlich entscheidenden Eigenwertgefühl hinzu, welches seine Wertüberzeugung aus der Prüfung vor dem Gewissen (oder, weil er ein homo religiosus war, vor dem Antlitz Gottes) bezog.

Schauen wir weiter auf die gerichteten Gefühle als Formen des Angemutetwerdens, des eindrucksvoll Ergriffenwerdens von den Werten der Welt, so finden wir bei Eger jene schon mit der Heiterkeit gesetzte bejahende Aufgeschlossenheit zur Um-

und Mitwelt in zahlreichen speziellen Ausgliederungen. Er hatte die Fähigkeit, sich ganz unbefangen über etwas freuen, die Dinge genießen zu können. Er besaß (wir sprachen schon von seinem Optimismus) die Fähigkeit des „Hoffens auf die Zukunft als Feld der Verwirklichung von Werten“. (Schöner kann der integrative Zusammenhang der Begabung zur Hoffnung mit Lebens- und Selbstgefühl nicht ausgedrückt werden als mit den Worten von Lersch: „Die Hoffnung ist für den Menschen des ungebrochenen Lebens- und Selbstgefühls gleichsam der Atem seines Daseins“).

Eger war, und hier betreten wir die Sphäre der mitmenschlich gerichteten Gefühle, des Gemüts, voller Güte, Herzlichkeit, Teilnahmebereitschaft, menschlicher Wärme, Rücksicht, Zartgefühl; im Mitgefühl, also in Mitfreude und Mitleid, nahm er ohne den Einschlag des Gönnerhaften (welches ja Selbstbespiegelung enthält) an dem Anderen im eigentlichen Wortverstand Teil, wobei sich denn (wir denken wieder an den Zusammenhang von Gefühl und Strebung in den Triebfedern) sofort auch Impulse zur tätigen Hilfe bei ihm einstellten. Er ließ sich dabei vom Mitgefühl nicht überrennen. Sein Humor, diese der Heiterkeit eng verschwisterte Einstellung, mußte ja schon den Blick wie für eigene, so auch für fremde Unzulänglichkeiten enthalten, die dann eben in humoristischer Versöhnlichkeit „trotzdem“ das befreiende nachsichtige Lachen auslösen. Aber es ist schon so, wie ich an Egers Grab im Hinblick auf seine unvergänglichen Leistungen für das Gießener Studentenwerk sagte: „Was er in der studentischen Notzeit nach dem ersten Weltkrieg tat, hat er nicht aus einem rationalen Bedürfnis nach äußerer Ordnung, wie es seiner Fakultät nahe liegen mag, getan, sondern weil er voll war der Agape, der menschlichen ethischen Liebe, die für den Anderen in Hingabe und Treue lebt“.

Wir übergehen die von Lersch weiter angeführten gerichteten „ethischen Gefühle“ des Pflichtgefühls und Gerechtigkeitsgefühls, von denen vielleicht unmittelbarer einleuchtet, daß sie im endothymen Grund verwurzelt sind als von den „noetischen Gefühlen“, in welchen die Gegenstände in ihrer Er-

kennbarkeit und Denkbarkeit nicht etwa nur erkannt und gedacht, sondern mit den Gefühlen des Staunens, der Bewunderung, des Zweifels, der Überzeugung erlebt werden. Es wird für mich unvergeßlich bleiben, mit welcher begeisterten Hingerissenheit Eger wissenschaftliche Vorträge aus anderen Fachgebieten entgegennehmen konnte. Hier war wirklich nicht bloße Verstandeseinsicht, sondern das „unmittelbare Ergriffensein von Sinnwerten“ wirksam, welches Lersch mit dem Begriff der „noetischen Gefühle“ kennzeichnen will.

Wir haben den Zusammenhang zwischen den gerichteten Gefühlen und den Strebungen immer wieder betont. Daß sich, um die Dinge von der Strebungsseite her aufzugliedern, bei Eger stärkste soziale Strebungen aus den mitmenschlichen Gefühlen ergaben, daß Erkenntnisstreben und Wissensdrang als „transitive Strebungen“ den noetischen Gefühlen entspringen müssen, ist ebenso selbstverständlich wie, daß adäquate endothyme Strebungen auch dem Selbstgefühl und seinen besonderen Formen (Machtstreben, Geltungsstreben, Eigenwertstreben) zugeordnet sein müssen. Ein Wort nur zu den Egoismen, und das, um die Persönlichkeit Egers nicht in das Schemenhafte einer blassen „Idealfigur“ verschwimmen zu lassen. Verhindert ist das ja schon einigermaßen durch seine mit der Heiterkeit gegebene Weltoffenheit, seinen Humor und die Fähigkeit des behaglichen Genießens. Aber es sei ausdrücklich gesagt: Jeder Mensch hat sein Maß egoistischen Strebens, gerichtet auf die Verwirklichung der persönlichen Werte des Nützlichen und des Zutraglichen. Ich sehe Eger sicher richtig, wenn ich ihm den gesunden Egoismus zubillige, welcher die Mittelstellung zwischen Selbstsucht und Selbstlosigkeit einhält.

Betrachten wir schließlich den auf dem endothymen Grund sich aufschichtenden „personellen Oberbau“ mit den Funktionen des Wollens und Denkens, so fallen uns bei Eger in der Willenstätigkeit, welche „die endothyme Dynamik... selbtherrlich und selbstbestimmend... kontrolliert“, Entschlußfähigkeit, Selbständigkeit der Zielsetzung und jene besondere Form des „spannungskräftigen Stils“ der Willenskraft auf, der den Wil-

len auf längere Sicht und mit der Fähigkeit zur Geduld zum Einsatz zu bringen vermag.

Wie es aber mit der noetischen Seite des personellen Oberbaus, dem Denken, bei ihm stand, so ist dazu angesichts der wissenschaftstheoretischen und der lebenspraktischen Leistung kaum etwas zu sagen.

Uns will scheinen, daß Eger zu jenen innerhalb des endo-thymen Grundes und im Verhältnis von Grund und Oberbau selten ausgewogenen Charakteren gehörte, die sich nicht einfach als Verstandes- oder Gefühls- oder Willensmenschen kennzeichnen lassen. Seine Gesamtpersönlichkeit stand mit ihrer Harmonie sichtbar in der Gnade der Götter.

Literatur:

- Bollnow, O. F., Die Ehrfurcht, 1947, Verlag V. Klostermann-Ffm.
Bumke, Gedanken über die Seele, 1941, Springer-Verlag Berlin.
Hoffmann, H. F., Die Schichttheorie, 1935, Enke-Verlag Stuttgart.
Jaspers, K., Allgemeine Psychopathologie, 1948, Springer-Verlag Berlin.
Klages, L., Die Grundlagen der Charakterkunde, 1926, Verlag Joh. Ambr. Barth-Leipzig.
— Stammbegriff der Charakterkunde, Universitas, 2. Jahrg., H. 11.
Kretschmer, E., Körperbau und Charakter, 1939, Springer-Verlag Berlin.
— Med. Psychologie 1947, Gg. Thieme-Verlag Leipzig.
Lersch, Ph., Aufbau des Charakters, 1948, Verlag Joh. Ambr. Barth-Leipzig
Rothacker, E., Die Schichten der Persönlichkeit, 1947, Verlag Joh. Ambr. Barth-Leipzig.